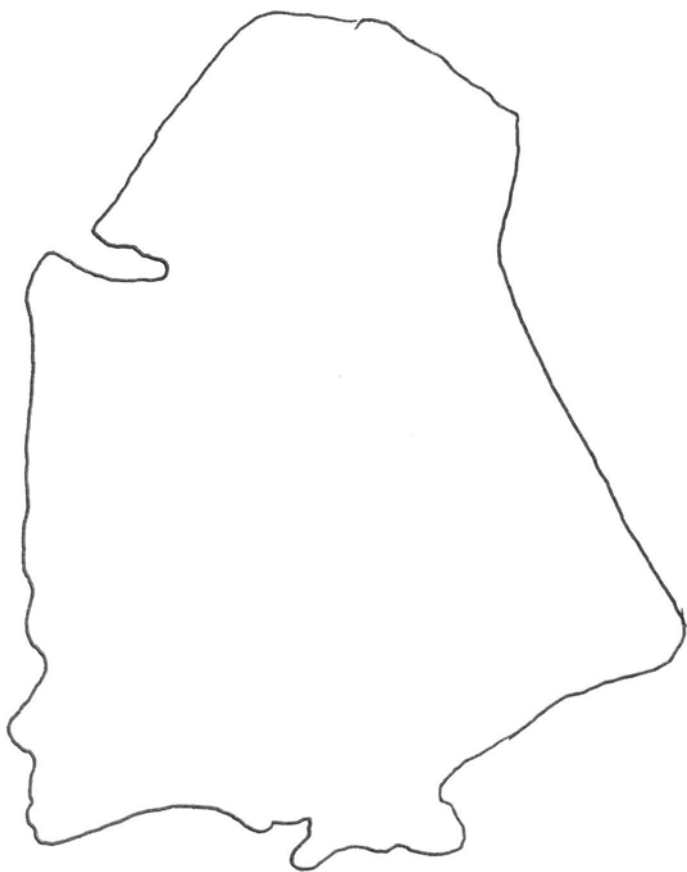


Healing Institutional Trauma. Einleitung
Maja Figge



1 Fanon, Frantz: Schwarze Haut, weiße Masken, Frankfurt a.M. 1985 [zuerst Paris 1952]. **2** Vgl. Ureña, Carolyn: „Decolonial Embodiment: Fanon, the Clinical Encounter, and the Colonial Wound“, in: Disability and the Global South, Bd. 6, Nr. 1, 2019, S. 1640–1658. **3** Fanon, Frantz: Die Verdammten dieser Erde, Frankfurt a.M. 1981 [zuerst Paris 1961]. **4** Mignolo, Walter: The Idea of Latin America, Malden 2005, S. 8, 108; vgl. dazu auch Kerner, Ina: „Countering the Legacies of Colonial Racism: Delinking and the Renewal of Humanism“, in: Broeck, Sabine / Junker, Carsten (Hg.): Postcoloniality – Decoloniality – Black Critique. Joints and Fissures, Frankfurt a.M. 2014, S. 145–158. Kerner arbeitet heraus, welche Verschiebungen Mignolo in seinem Aufgreifen von Fanons Theorie vornimmt. **5** Mignolo, Walter / Rolando Vázquez: „Decolonial Aesthetics: Colonial Wounds/Decolonial Healings“, in: Social Text / Periscope, Juli 2013, https://socialtext-journal.org/periscope_article/decolonial-aesthetics-colonial-wounds-decolonial-healings/ (16.9.2021). **6** Rezaire, Tabita: „Decolonial Healing: In Defense of Spiritual Technologies“, in: Smets, Kevin u.a. (Hg.): Sage Handbook of Media and Migration, London u.a. 2020, xxxix–xliv.

Diese Sektion setzt an (nicht nur) künstlerischen Taktiken an, die sich der in Kunstinstitutionen perpetuierten Kolonialität widersetzen – den von ihr verursachten Auslöschungen, Ausschlüssen, Einsperrungen und Abschöpfungen – und damit versuchen, koloniale Wunden zu heilen oder auch zu reparieren. Im Kontext der dekolonialen Theorie/Praxis verbindet Heilung stets künstlerische, spirituelle und aktivistische Praktiken; *decolonial healing* wird darin als verkörpertes Bewusstsein, kreativer Transformationsprozess, Resilienz und Widerstand verstanden, in denen sich persönliche und kollektive Prozesse miteinander verbinden oder überlagern. Frantz Fanons Arbeiten, insbesondere sein als „klinische Studie“ verstandenes erstes Werk *Schwarze Haut, weiße Masken*,¹ betonen die Notwendigkeit der Heilung der physischen, psychisch-affektiven und epistemologischen Wunden, die durch anti-Schwarzen Rassismus und die Erfahrung der Kolonialität verursacht wurden und auch nach der Unabhängigkeit weiterwirkten.² Walter Mignolo greift in seinem Denken zur Dekolonialität den Begriff der kolonialen Wunde auf, versteht darunter jedoch insbesondere die „Verdammten dieser Erde“³, die er als „the wounded of the imperial/colonial order“, als „defined by the colonial wound [...] physical and/or psychological“ beschreibt.⁴ Für ihn eröffnen dekoloniale Ästhetiken die Möglichkeit, die koloniale Wunde nicht nur anzuerkennen, sondern sie zu heilen, wobei die Anerkennung der kolonialen Wunde bereits ein wesentlicher Schritt im Prozess der Heilung ist.⁵

In den künstlerischen Arbeiten von Tabita Rezaire ist Heilung von zentraler Bedeutung. Im Anschluss an Mignolo fasst sie Dekolonialität als Praxis, die Heilung ermöglicht:

Decoloniality is fighting the struggle against the West's control of our options of emancipation. This disobedient living scheme is devising tools to confront and dismantle the institutionalized oppressive system we live in and suffer from: white supremacist-capitalist-imperialist-cis-heteronormative-patriarchy. Decoloniality is a path for the retrieval of justice, a radical emancipation of the mind, body and soul from the subordination to coloniality. Decoloniality is a path toward healing.⁶

7 Vgl. Rezaire 2020 (wie Anm. 6), S. xli.
8 Lorde, Audre: „The Master’s tools will never dismantle the Master’s House“, in: dies.: Sister Outsider. Essays and Speeches, Berkeley 2007 [zuerst Freedom (CA) 1984], S. 110–113.
9 Lorde, Audre: „Litany for Survival“, in: dies.: The Black Unicorn. Poems, New York 1978, S. 31. Vgl. Lorde 1984 (wie Anm. 8), insb.: „Poetry is not a Luxury“, „The Transformation of Silence into Language and Action“, „An Interview: Adrienne Rich and Audre Lorde“, in: „Age, Race, Class, and Sex. Women redefining difference“ betont Lorde, wie Differenzen zwischen Frauen aufgrund von race oder Klasse zur Wahl unterschiedlicher künstlerischer Mittel beitragen. **10** Onat, Rena: „Survival Strategies – Queer and Trans Artists of Color Making Space in Art and Academic Institutions“, in diesem Band, S. 275–298, hier: S. 278, vgl. auch: do Mar Castro Varela, Maria / Dhawan, Nikita: „Postkolonialer Feminismus und die Kunst der Selbstkritik“, in: Gutierrez-Rodriguez, Encarnación / Steyerl, Hito (Hg.): Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik, Münster 2003, S. 270–290.

Beide, Heilung und Dekolonialität, zielen nach Rezaire auf persönliche wie kollektive Transformation und Befreiung.⁷ In dem die Sektion eröffnenden Gespräch, das Julian Sverre Bauer mit ihr geführt hat, „Healing ... That’s what we’re here to do“ – On Systemic Insecurity, Spiritual and Historical Healing, Conscious Use of Technology, and the Sincerity of Irony“, präzisiert sie ihren im Zitat angesprochenen Umgang mit Technologien als Werkzeugen dekolonialer Heilung. In Machtverhältnisse verstrickte digitale Technologien werden dekonstruiert und genutzt, denn für Rezaire kommt es auf den Zweck und die Art ihres Gebrauchs an, wie sie mit Bezug auf Audre Lordes wichtige Feststellung „the master’s tools will never dismantle the master’s house“⁸ betont. Vielleicht ließe sich ihr künstlerisches Vorgehen als eine Nutzung der Werkzeuge durch Demontage beschreiben, die sich auch auf weitere institutionelle Kontexte übertragen ließe: In ihren netzbasierten Videos und Performances vollzieht sie eine, wie sie es nennt, historische Heilung, indem sie andere Narrative einbringt und verdrängte Geschichten erzählt. Diese Heilung vom Ausschluss aus der Geschichte ist nicht zu trennen von einer technologischen oder auch persönlichen Heilung – Heilung wird hier verstanden als Handlungsmacht oder gar Widerstand gegen die jahrhundertlang andauernde Geschichte der Gewalt und des Rassismus und ist gleichbedeutend mit *repair* (Reparatur). Voraussetzung hierfür ist das Verlernen: Um heilen zu können, müssen die kolonialen und rassistischen Verwundungen und Subjektivierungen zuerst anerkannt werden.

Weniger um Heilung denn um die Frage des Überlebens an einem konkreten Ort, nämlich der (deutschsprachigen) Kunstuniversität, geht es im Beitrag von Rena Onat, „Survival Strategies – Queer and Trans Artists of Color Making Space in Art and Academic Institutions“, aus Perspektive der Queer of Color Critique. Künstlerische Praktiken von trans und queer of color Künstler_innen kommen hier als Überlebensstrategien in den Blick. Audre Lorde, auf die sich Onat mit dem Titel ihres Beitrags bezieht, hat in zahlreichen Texten auf die Kraft der Kunst, insbesondere der Poesie hingewiesen und die Notwendigkeit der Artikulation für Transformation und Überleben derjenigen betont, „[who] were never meant to survive“.⁹ Onat fragt danach, auf welche Weise die Künstler_innen Sunanda Mesquita, Raju Rage und Hasan Aksaygin sich mit ihren Arbeiten Raum und Gehör verschaffen und so zu einem „subversiven Zuhören“ einladen,¹⁰ das es ermöglicht, von deren Strategien zu lernen. Den Arbeiten ist gemeinsam, dass sie jeweils persönliche Erfahrungen mit struktureller

11 Anzaldúa, Gloria: *Borderlands / La Frontera: The New Mestiza*, San Francisco 1999. **12** Vgl. ausführlicher zur Strategie des Schmuggels im Kontext der Dekolonisierung des Kuratorischen: Awad, Juana: „On Smuggling as strategy and the possibility of decolonizing the curatorial“, in: *wissenderkuenste.de*, Nr. 8, 2019, <https://wissenderkuenste.de/texte/ausgabe8/on-smuggling-as-strategy-and-the-possibility-of-decolonizing-the-curatorial/> (20.9.2021). **13** Vgl. u.a. die künstlerischen Auseinandersetzungen mit Anzaldúas Ansätzen dekolonialer Heilung von Imayna Caceres und Verena Melgarejo Weinandt: Caceres, Imayna: „The Path of Conocimiento, 2018“, in: *wissenderkuenste.de*, Nr. 8, 2019, <https://wissenderkuenste.de/texte/ausgabe8/the-path-of-conocimiento-2018/> (20.9.2021); Melgarejo Weinandt, Verena: „Haciendo Caras/ Making Faces: Connecting Identity, Resistance, Art, and Spirituality“, in: *wissenderkuenste.de*, Nr. 8, 2019, <https://wissenderkuenste.de/texte/ausgabe8/haciendo-caras-making-faces-connecting-identity-resistance-art-and-spirituality/> (20.9.2021). **14** Vgl. Ureña 2019 (wie Anm. 2), S. 165ff. Vgl. u.a. die Essaysammlung Anzaldúa, Gloria: *Light in the Dark, Luz en lo oscuro. Re-Writing Identity, Spirituality, Reality*, hg. v. AnaLouise Keating, Durham 2015.

und institutioneller rassistischer Diskriminierung und Ungerechtigkeit in der (deutschsprachigen) Kunstuniversität zum Ausgangspunkt für ihre Interventionen machen. In ihrer Analyse arbeitet Onat das in den Arbeiten enthaltene Wissen darüber heraus, wie eine Dekolonisierung von künstlerischen und wissenschaftlichen Institutionen gestaltet sein müsste, damit sie für QTBPoC Künstler_innen bewohnbar sein könnte.

Der dritte Beitrag in dieser Sektion rückt eine spezifische Strategie im Umgang mit Kunstinstitutionen in den Vordergrund, die des Schmuggels. In ihrem Dialog „On Smuggling and Drawing“ reflektieren Juana Awad und Luisa Ungar ihre gemeinsame Arbeit an dem vorliegenden Band. Die beiden beginnen bei der Frage, ob ihre Kollaboration eine Möglichkeit eröffnet, sich auf andere Weise in Beziehung zu setzen und dabei die Grenzen, innerhalb derer sie beide arbeiten, zumindest ein Stück weit aufzubrechen. Ungars Zeichnungen, die den Band durchziehen, versuchen genau diese Funktion zu übernehmen und die Produktionsbedingungen des Bandes zu befragen, zu durchkreuzen oder auch zu unterbrechen. Die Zeichnungen selbst sind mit Bildern aus den Beiträgen verbunden, spinnen diese weiter, mit Fokus auf die in ihnen artikulierten künstlerischen Überlebensstrategien. Resilienz ist auch für Awads kuratorische Arbeit wichtig, die sie – Gloria Anzaldúas „border thinking“¹¹ verpflichtet – als einen Vorgang des Schmuggels auf der Grenze versteht.¹² Die Arbeiten der queeren Chicana-Feministin Anzaldúa sind von zentraler Bedeutung für das Nachdenken über Möglichkeiten dekolonialer Heilung durch kreative, künstlerische und spirituelle Praktiken, in denen die Frage der dekolonialen Selbstheilung stets mit kollektiver Heilung verbunden ist.¹³ In ihren Schriften, Gedichten wie Essays, versteht sie die koloniale Wunde als den durch den europäischen Kolonialismus bedingten epistemischen Bruch, der anhaltend eine verkörperte, affektive und epistemologische Verletzung verursacht. Die Grenze ist in Anzaldúas Denken sowohl materiell als auch metaphorisch zu verstehen. Sowohl als territoriale Grenzziehung als auch als ein Bewusstsein auf der Grenze, als Brücke und ein Zwischenraum, aus dem ein neues Wissen entstehen kann.¹⁴ Schmuggeln wie Zeichnen kommen im Gespräch zwischen Awad und Ungar als dekoloniale Praktiken auf der Grenze in den Blick und bilden einen

Ausgangspunkt für einen Prozess des Verlernens oder auch des *undoing* der kolonialen Epistemizide,¹⁵ der „various visual, epistemological, and fiction-making machineries that accompany the growth of modern/colonial capitalism“.¹⁶ Der Dialog reflektiert vordergründig den gemeinsamen Arbeitsprozess, problematisiert aber zugleich die anhaltende Kolonialität der Künste und fragt nach der Durchlässigkeit oder auch Erweiterung der Grenzen durch verschiedene Anstrengungen der Dekolonisierung, insbesondere des Kuratorischen: Könnte Schmuggeln ein Weg der Dekolonisierung der kuratorischen Praxis sein und damit der machtvollen Grenzziehungen, die „Kunst“ von „Nicht-Kunst“ bzw. anerkanntes von unterworfenem Wissen unterscheiden?

Der vierte Beitrag rückt die koloniale Gewalt der Institution des Museums in den Vordergrund. In seinem Beitrag „The Acquisition of Knowledge Value in Museum Collections“ überträgt Sebastian De Line eine dekoloniale und feministisch-marxistische Wertkritik aus indigener Perspektive auf die Auseinandersetzung mit dem Museum und seiner Wissensproduktion und fragt danach, was unter Wissen im Kontext von Museumssammlungen zu verstehen ist, deren koloniale Geschichten für die Extraktion und Inbesitznahme von menschlichen und nicht-menschlichen Vorfahr_innen verantwortlich sind und aus diesen Wert schöpfen. Die mit der Extraktion einhergehende Objektivierung steht verschiedenen indigenen und rassifizierten Seins- und Wissensformen entgegen, die die im Museum aufbewahrten und ausgestellten „Objekte“ als lebendig und mit Agency ausgestattet verstehen. Damit basiert für De Line die Macht zu sammeln auf einer Zustimmung von kolonialen Gesetzen und ignoriert indigenes Wissen und Sein sowie ihre museologischen Ansprüche. Folglich akkumulieren, produzieren und konsumieren Museen Wert aus den Verkörperungen von Vorfahr_innen in Form ihrer Objektifizierung, die in westliche Sammlungen eingesperrt sind und als fetischisiertes Wissen extrahiert und akkumuliert werden. De Line diskutiert in seinem Beitrag Fragen nach Eigentumsrechten angesichts von Siedlungskolonialismus und den damit verbundenen Aneignungen von indigenem kulturellem Erbe durch Wissenschaftler_innen, Institutionen, den Staat oder das Gemeinwesen. Dabei konfrontiert er die Kolonialität des Museums mit Formen epistemischen Widerstands innerhalb und außerhalb musealer Sammlungen, die insbesondere in der Verweigerung der Weitergabe von indigenem Wissen bestehen. Zugleich zeigt er Wege auf, wie die Besuche von Sammlungen dafür genutzt werden können, durch Hören auf das Schweigen und die Stille der Vorfahr_innen (zu versuchen) zu lernen, die Verbindungen zu den Communitys wiederaufzunehmen. Dies lenkt den Fokus auf die Frage nach *repair* statt auf Reparationen und Restitution, die als Agency, wie Kader Attia in einem Interview betont hat, der kapitalistischen Logik der Extraktion von Wert entgegensteht.¹⁷

Dies zeigt auch, dass die Dekolonisierung der

18 Nowotny, Stefan / Raunig, Gerald: *Instituierende Praxen. Bruchlinien der Institutionskritik*, Wien 2016.
19 Cukierman, Leïla / Danbury, Gerty / Vergès, Françoise (Hg.): *Décolonisons les Arts!*, Paris 2018.
20 Vergès, Françoise: „Wie ein Aufstand: Die Politik der Vergesslichkeit, den Süden umlernen, und die Insel des Dr. Moreau“, in: *South, Nr. 6 (documenta 14 #1)*, 2017, https://www.documenta14.de/de/south/25_zwe_ein_aufstand_die_politik_der_vergesslichkeit_den_sueden_umlernen_und_die_insel_des_dr_moreau (15.9.2021)
21 Stoler, Ann Laura: „Colonial Aphasia: Race and Disabled Histories in France“, in: *Public Culture*, Bd. 23, Nr. 1 (2011), S. 121–156, <https://doi.org/10.1215/08992363-2010-018>.
22 Vgl. Vergès, Françoise: „Die Künste dekolonisieren! Ein langer, schwieriger und leidenschaftlicher Kampf“ in diesem Band, S. 335–348, hier: S. 338.

Institutionen der Künste nicht bei der Institutionskritik stehen bleibt, vielmehr bedeutet sie einen viel grundlegenden Prozess des *undoing* ihrer Logiken und materiellen Bedingungen sowie der Herstellung von Räumen und „institutierenden Praxen“, ¹⁸ die dieses in Angriff nehmen. Ein Versuch, diesen Prozess voranzutreiben, ist das aus Wissenschaftler_innen, Kulturarbeiter_innen und Künstler_innen bestehende dekoloniale Kollektiv *Décolonisons les arts* (DLA), das Leïla Cukierman, Gerty Danbury und Françoise Vergès 2015 in Frankreich gegründet haben. Die Sektion und damit den Band beschließt die deutsche Übersetzung des Essays „Die Künste dekolonisieren! Ein langer, schwieriger und leidenschaftlicher Kampf“ von Vergès, der zuerst 2018 in dem Band *Décolonisons les Arts*¹⁹ erschienen ist, der die Arbeit von DLA und die dekolonialen Praktiken der beteiligten Künstler_innen dokumentiert. Anlass ist auch hier der Umstand, dass trotz der mannigfaltigen künstlerischen Widerstandsformen seit Beginn der Kolonisierung sowie im Zuge der Dekolonisation und dem daraus hervorgegangenen Archiv der Dekolonisierung der Künste die Auslöschung und Aneignung von Wissen weiter anhält. Gegen die „Politik des Vergessens“²⁰ und die „koloniale Aphasie“²¹ macht Vergès in ihrem Beitrag deutlich, dass Dekolonisieren bedeutet, (wieder) sehen und Beziehungen und Zusammenhänge herstellen zu lernen.²² Eine wirkliche Dekolonisierung bedarf für Vergès neben dem Verlernen und Lernen grundlegender struktureller und ökonomischer Veränderungen der Institutionen der Künste. Es geht nicht nur um Gleichheit statt rassistischer Diskriminierung, sondern um individuelle wie kollektive Befreiung und damit um die Dekolonisierung der (französischen) Gesellschaft. Was es dafür braucht, führt der im Stil eines Manifests geschriebene Beitrag in einer Reihe im Kontext von DLA erarbeiteten konkreten Vorschlägen aus, die auch für hiesige dekoloniale Anliegen und Kämpfe produktiv gemacht werden können. Wir als Leser_innen sind eingeladen und aufgefordert, den in den Beiträgen beschriebenen und vorgeschlagenen widerständigen und reparativen Praktiken gegen die in den Institutionen der Künste perpetuierte „koloniale Wunde“ zuzuhören, von ihnen zu lernen und sie zu verstärken.

